

POSTAL TELEGRAPH-CABLE COMPANY

NIGHT LETTERGRAM

The Postal Telegraph-Cable Company (Incorporated) transmits and delivers this night lettergram subject to the terms and conditions printed on the back of this blank. CLARENCE H. MACKAY, PRESIDENT.

RECEIVED AT 193 DE. Bu DELIVERY NO. 148 Paid Night Letter

INDEPENDENT COMPETITIVE PROGRESSIVE

H 275 CG F 51
Detroit, Mich. Aug. 21, 1911

MR. HENRY STRATMAN,
GRAND ISLAND, NEBR.

Flanders 20 wins the 800 mile St Louis to Kansas City reliability run. Score 998 two points penalty only for loose nut on fender Four days of heavy driving sand and mud. Flanders worked perfectly throughout run defeating Marmon Cadillac Hudson International Ohio Buick Parry Mitchell and Ford Every car defeated by Flanders 20 except Ford was much higher priced car than Flanders and the Ford was completely disqualified.

Dealers and observers all along the line enthusiastic over the cars wonderful performance. Following three perfect road scores in Iowa little Glidden Flanders 20 has won every event in which she has been entered the gruelling 1400 miles Minneapolis to Helena reliability run the Worcester Hill Climb where she cut fortyseven seconds off the former record and now the St Louis to Kansas City reliability run. In every event she has defeated many cars of far greater size and price.

THE STUDEBAKER CORPORATION
E-M-F FACTORIES
10.57 P. M.

Flanders „20“ sowohl wie C-M-F „30“

Verkauft bei

HENRY STRATMAN

107 E. 21er und Wheeler Ave.

Phoncs: Bell 266; Ind. 233

„Arme Mädchen.“

Ob der veränderten Lage des weiblichen Geschlechts trifft die Lebensbedingung nicht mehr zu.

Gott sei Dank, man hört jetzt nicht mehr soviel die „armen“ Mädchen klagen, wie einst vor dreißig und vierzig Jahren! Wenn da in Deutschland im Franz der Männer auf Wallen oder in den beliebtesten Kaffeehäusern die Köpfe zusammengefasst wurden, um über die Zukunft von diesem oder jenem jungen Mädchen aus der Gesellschaft zu debattieren, so fiel gar bald einmal, von mitleidigem Aufgelächeln begleitet, das Wort: „Schade, daß sie ein armes Mädchen ist! Was hat sie da für Aussichten?“ Da galten oft Schönheit, Liebenswürdigkeit, Klugheit und Tüchtigkeit nichts. Wer soll sie heirathen?“ hieß es.

Interessierte sich ein Mann für solch unbedeutendes Mädchen und wußte man von ihm, daß er nichts befähigt als ein kleines Einkommen, so gab es wieder das mitleidige Aufgelächeln. „Wer weiß noch, ob etwas daraus wird? Der muß doch auf Geld sehen!“ Oder sah man, daß es dem Bewerber ernst war mit seiner Absicht, so meinte man wieder mit Geringschätzung: „Wohin soll das führen? Wobon wollen sie leben?“

Hand aber ein Mann, der in guten Verhältnissen war, Wohlgefallen an einem „armen“ Mädchen, so wurde es als ein großes, unerhofftes Glück für dieselbe angesehen. Wies sie denn noch aus inneren Gründen den reichen Freier ab, so hielt man das für unbegreifliche Verblendung, ja für straflichen Godsmuth. Man bedachte: ein armes Mädchen! Worauf wollte das warten?

Gott sei Dank, daß sich zugleich mit den veränderten Verhältnissen in der wirtschaftlichen Lage der Frau auch die Meinung der Welt so grundlich gewandelt hat! Welches weibliche Wesen braucht sich jetzt noch als ein

armes Mädchen demitleiden zu lassen, sofern es nur den festen Willen besitzt, all den Reichthum zu erwerben, der ihm von der Natur verliehen wurde, all die Schätze zu verausgaben, die es sein eigen nennt, ob ihm auch an Geld und Gut wenig genug zugefallen sei!

Da hat die eine ihre frische, junge Kraft und die geschickten Hände, die sie, Klugen schaffend, für andere regeln kann; die zweite besitzt den klugen Kopf und den klaren Blick, wodurch sie befähigt ist zur Verrichtung auf höheren Gebieten des Lebens. Im häuslichen und öffentlichen Leben in den Gewerben, Künsten und Wissenschaften, überall kann sich eine, die da will und kann, einen geachteten Platz erobern.

Wer redet da heutzutage von „armen“ Mädchen? Bis hinauf in die höchsten Stände zeigen sie der Welt, wie reich sie sind an den besten Gütern des Lebens, und dadurch ist den Weibern — im allgemeinen wenigstens — das Aufgelächeln vergangen.

Cavour und Baron James v. Rothschild.

Eine Anekdote von Cavour und dem Baron James von Rothschild erzählt Lombi im „Giornale del Mattino“. Es war in den Tagen um die Jahreswende 1859—60, kurz nachdem Napoleon in den Tuilerien an den österreichischen Gesandten jene berühmten Worte richtete, die damals angehts der politischen Spannung so großes Aufsehen erregten. Im März tauchte dann der Vorkämpfer der italienischen Einheit unerwartet in Paris auf und hatte eine lange Unterredung mit Napoleon. Cavour's Weisheit fand natürlich ihr Echo auch an der Börse. Was war zu erwarten, wie sollte man Cavour's Besuch bei Napoleon deuten? Als der große Staatsmann Italiens aus der Unterredung mit Napoleon sprach als

Vertreter der Hochfinanz der Welt, James Rothschild bei ihm vor. „Run, werden wir Krieg oder Frieden haben?“ Worauf Cavour mit einem „einen Rächeln, aber doch voll würdigen Ernstes erwiderte: „Es ist viel Wahrscheinlichkeit für den Frieden vorhanden und viel Wahrscheinlichkeit für den Krieg.“ Rothschild schüttelte misßvergnügt den Kopf und meinte: „Sie sind doch immer schlau, Herr Graf.“ Cavour erwiderte: „Sehen Sie, Herr Baron, ich mache Ihnen einen Vorschlag. Wir kaufen zusammen Papiere und spekulieren auf Gasse. Dann gebe ich meine Demission als Präsident des Ministerrathes des Königs von Sardinien. Ich gebe jede Wette ein: unsere Papiere werden um drei Franz steigen.“ Rothschild's Augen leuchteten, und er antwortete nur: „Sie sind zu bescheiden, Herr Graf. Sie sind wenigstens — sechs Franz werth...“

Unter Spielern.

„Mein Freund, ich will dich nur darauf aufmerksam machen, daß ich in acht Tagen in die Sommerfrische reise.“

„Was willst du damit sagen?“

„Daß du die Karten schneller mischen sollst, wenn wir unsere Parthie noch zu Ende spielen wollen.“

Herr Roosevelt ist überzeugt, daß die Art und Weise, wie die deutsche Regierung sich den großen Unternehmungen gegenüber verhält, die beste sei. Auch ist es möglich, daß die Trübsal dort nicht ganz so bössartig sind, wie hier.

Automobil gegen Eisenbahn.

Der Deutsche Kaiser wird künftig nur den Straßenwagen zur Fahrt ins Manöver benutzen.

Wie der Korrespondenz „Heer und Politik“ von militärischer Seite mitgetheilt wird, ist eine Bestimmung des Kaisers in Anbetracht der diesjährigen Kaisermanöver ergangen, daß in Zukunft die Sonderzüge in den Kaisermanövern weggelassen sollen. Sie werden von jetzt an nur noch durch Automobile ersetzt werden. Dadurch erhalten die Kaisermanöver auch in dieser Beziehung die völlig kriegsmäßige Ausstattung. Bisher war es Gewohnheit, die Gäste und das Gefolge des Monarchen in Sonderzügen in die Nähe des Manöverfeldes zu bringen, von wo die weitere Beförderung auf das Gelände selbst zum Theil durch Pferde, zum Theil durch Automobile erfolgte. Im vorigen Jahre wurden 8 Automobile der kaiserlichen Hofverwaltung angekauft, mit denen verkehrsmäßig der ersten Male die Beförderung des kaiserlichen Gefolges aus Manöverfeld vorgekommen wurde. Die Beförderung durch einen Sonderzug war des öfteren dadurch besonders schwierig, daß sich in der Nähe des Manöverfeldes kein geeigneter Bahnhof befand, von dem aus die notwendige Leitung des Zuges und die fahrplanmäßigen Bestimmungen erfolgen konnten. Es wurde darum vor einigen Jahren ein transportabler Bahnhof zum Gebrauche des Kaisers im Kaisermanöver erbaut, der sehr schnell dort aufgebaut werden konnte, wo ihn die Lage des Manöverfeldes erforderlich machte. Naturgemäß bildete dieses transportable Gebäude eine große Belastung, die besonders im Winter nicht sehr vorteilhaft sein konnte. Andererseits bildete das notwendige Festhalten am Schienenstrange eine starke Einschränkung bei der Bestimmung des Manöverfeldes, so daß sich die Sonderzüge

als eine große Behinderung erwiesen. Ausfallgebend für den Beginn dieser Züge war aber der Umstand, daß die früheren verhältnismäßig kleinen Schlachtfelder, bei denen jede Stellung und jeder Punkt sehr schnell zu erreichen war, jetzt ganz anderen Umfang angenommen haben. Besonders die Schlacht bei Muden hat erwiesen, daß die bisherige Beförderungsort, die auch schon bei den letzten Kaisermanövern nicht ausgereicht hätte, als veraltet anzusehen ist. Es wäre heute bei einer Schlacht, die sich über viele Meilen ausdehnt, nicht mehr möglich, die Offiziere u. s. w. aus der Umgebung des Kaisers in der bisherigen Art an Ort und Stelle zu bringen. Da aber das Manöver ein Abbild einer Schlacht ist und sein soll, so ist die Ausdehnung des Manövergeländes heutzutage auch bereits sehr bedeutend. Die Automobile, die bisher nur verkehrsmäßig angewendet wurden, werden von nun an bei allen Kaisermanövern eine ständige Einrichtung bilden.

Türkisches.

Nicht nur in Albanien und in Arabien hat die türkische Regierung mit offenem Widerstand zu kämpfen, auch in Syrien und im Libanon gährt es unter den dortigen Stämmen. Eben erst sind dort die Druzen unter blutigen Kämpfen zurückgedrängt worden, und jetzt macht die Heranziehung der Libanesen zum Militärdienst böses Blut. Die heutigen türkischen Machthaber, die weit stärker als ihre Vorgänger die Reichseinheit betonen und die Regierungsautorität auf's Straffste durchzuführen wollen, kümmern sich in diesem Bestreben wenig um alteingesessene Gewohnheitsrechte, Privilegien und Stammeseigentümlichkeiten. Ob nicht manchmal ein etwas schonenderes und rücksichtsvolleres Vorgehen bei den schwierigen politischen Verhältnissen und der bunten nationalen Zusammenlegung des osmanischen Reiches angebracht wäre, muß die Zukunft lehren. Alle Achtung vor dem Idealismus, der Energie und der Konsequenz der Jungtürken, aber allzu scharf macht scharf, und ein milderes und schrittweises Verfahren würde vielleicht eher zum Ziele führen, ohne die Bevölkerungstheile zu erregen und zu erbittern. Eine Modernisirung des Staatswesens im Geschwindschritt ist im Orient doch nicht zu erreichen, höchstens in Außerordentlichkeiten ohne bleibenden Werth. So scheint auch im Libanon, zumal die Rechtslage dort nicht ganz klar ist, seitens der Behörden etwas zu plötzlich und scharf vorgegangen zu sein. Die Folge ist eine große Beunruhigung und starke Auswanderung aus dem Libanondistrikt und dem Bezirk von Beirut. Mit solcher Auswanderung ist natürlich der Türkei am allerwenigsten gedient. Da die führenden Männer der heutigen Türkei indessen bisher ebenso viel Besonnenheit, wie Schnelligkeit an den Tag gelegt haben, so ist zu erwarten, daß sie auch Mittel und Wege finden werden, die peinlichen Konflikte im Libanongebiete zu beseitigen.

Am meisten von allen Zähnen schmerzt die Frauen — der Zahn der Zeit.

Furcht als Todesursache.

Welche Wirkung die Einbildungskraft auf den Menschen auszuüben vermag.

Kann man aus Furcht sterben? Diese Frage ist neuerdings wieder in ärztlichen Kreisen Englands behandelt worden, und zwar anlässlich des Falles einer jungen Frau, die in der Absicht, sich das Leben zu nehmen, Zerstreuungspulver verschluckte und sich dann auf das Bett legte, wo sie nach ein paar Stunden todt aufgefunden wurde. Die Untersuchung ergab, daß das Pulver nicht verbrannt und noch dazu völlig unbedeutend war, wenigstens für einen Menschen, und trotzdem war die Frau todt. Der Arzt, der den Leichenbefund aufnahm, sprach deshalb die Ansicht aus, die Frau, mit großer Einbildungskraft und einem sehr nervösen Temperament begabt, sei an einem Herzschlag gestorben, und zwar infolge der Aufregung nach dem Genuße des von ihr für tödtlich gehaltenen Pulvers. Diesem Falle sind zwei ähnliche, genau beglaubigte zur Seite zu stellen. Der eine ist aus dem 18. Jahrhundert überliefert, wo man an einem zum Tode Verurtheilten ein psychologisches Experiment mit vollem Erfolg ausführte. Man hatte dem Delinquenten verordnet, er werde in der Weise hingerichtet, daß man ihm am Hals eine Ader öffne und alles Blut herauslaufen lasse, bis er todt sei. Man fesselte ihn hierauf auf einen Tisch, band ihm die Augen zu, richtete ihn etwas am Hals, worauf aus einem vorher präparirten Gefäß warmes Wasser über ihn herab und in einen daruntergestellten Eimer floß, so daß der Delinquent die Flüssigkeit wohl fühlen und tropfen hören, aber nicht sehen konnte. Erst nach dem Wasser reich und rasch, dann dünner und langkammer und endlich tropfenweise nur. Als der letzte Tropfen in den Eimer gefallen war, war der Mann todt; er war in der Einbildung gestorben. Der zweite Fall be-

trifft einen Vorkter, der nach dem von der Schüler ausging, die er zu überreden hatte. Sie spielten aus Noth Komödie mit ihm, die er für Ernst nahm. Er wurde gebunden, feierlich prozessirt, gerichtet, zum Tode verurtheilt und sollte sofort hingerichtet werden. Kopf und Bein wurden herbeigebracht, dem Verurtheilten noch zwei Minuten zu einem letzten Gebet gegeben, dann sein Haupt auf den Hof gedrückt, das Bein geschwungen und es folgte ein Schlag mit einem kalten Taschentuch auf den entblößten Nacken des Gebengenen. Man befehlte ihm, er könne jetzt aufstehen, das Spiel sei aus, aber zum Schrecken der Umstehenden erhob er sich nicht. Er war todt; die Furcht hatte ihn getödtet. Diese beglaubigten Beispiele liefern den Beweis, daß man wohl aus Furcht, das heißt an bloßer Einbildung, sterben könne.

Traurige Folgen eines Aprilscherzes.

Aus Postelberg wurde dieser Tage der Selbstmord der Dienstmagd Marie Kriboch gemeldet. Nun erst wird bekannt, daß die That der Unglücklichen den tragischen Abschluß eines Aprilscherzes darstellt. Marie Kriboch that überlegen und behauptete, daß es niemals gelingen wird, sie in den April zu schicken! Am 31. März traf eine an das Mädchen adressirte Korrespondenzkarte ein. Darin theilte ihr ihr Geliebter, der in Prag weilte, mit, er komme am Abend nach Postelberg; das Mädchen möchte ihn dort am Bahnhof erwarten. Freudig bewegt, nahm das Mädchen gegen Abend den ziemlich weiten Weg nach dem Postelberger Bahnhof auf. Lange wartete sie dort. Der Brüter Zug traf ein, andere kamen an und fuhren ab, aber der Geliebte kam nicht. Enttäuscht trat schließlich Marie Kriboch den Heimweg an. Gegen Mitternacht langte sie in Semkenowitz an. Aber sie scheute sich, in die Mühle zurückzufahren, um sich nicht dem Spott des übrigen Personals auszusetzen, übernachtete bei einer Freundin und trat dann am anderen Morgen ihren Dienst wieder an. Ihren Genossinnen erzählte sie, ihr Geliebter sei schließlich gekommen und sie habe sich ausgesöhnt mit ihm unterhalten. Als man ihr nun die Wahrheit sagte, ging sie hin und nahm aus Scham über die Lüge und aus Aerger Gift.

Fleisch aus Australien.

Arthur Sidman, einer der bedeutendsten Exporteure Australiens, welcher augenblicklich hier weißt und Propaganda für australische Produkte zu machen sucht, erklärt, daß bei entsprechender Ermäßigung des Zolltarifs Rind- und Hammelfleisch zu 7 und Lammfleisch zu 9 Cents der Pfund aus Australien hierher geliefert werden können. Er führt an, daß durch deren Verklebung nach England dort der Preis für alle Sorten Fleisch ermäßigt worden sei, so daß auch die Armen dort Fleisch essen können, und prophesie die gleiche Folge für hier. Australien verfertigt wie er sagt, über 100,000,000 Schafe und 12,000,000 Stück Schilachtrich und könnte daher mit Leichtigkeit den Bedarf hier decken; es bedürfte dazu nur eine entsprechende Reduktion des Zolltarifs.

Entfesseln ist noch nicht Erlösen, entlasten ist nicht Befreien.

Junges Hochstaplerpaar.

Dasselbe treibt in kleinen Städten Deutschlands sein Unwesen.

Ein eigenartiger Vorfall, der des komischen Beigeschmacks nicht entbehrt, spielte sich kürzlich in dem Städtchen Bielitz ab. Bei einem dortigen Gastwirth mieteten sich ein Herr und eine Dame ein, die sich als Ehepaar bezeichnen. Ihre Besuche ließen sie vorläufig aufschreiben, da sie angeblich „größere Geldmittel“ aus Berlin erwarteten. Schließlich verlor aber der Wirth die Geduld und sperrte seinen Gast nach einem heftigen Wortwechsel in einen Stall ein, nachdem er ihm seine Stiefel und seinen Hut weggenommen hatte. Die junge „Gattin“ ließ er laufen, in der Hoffnung, daß diese alle Gelder in Bewegung setzen würde, um das nötige Weggeld herbeizuschaffen. Es kam aber anders. Am nächsten Morgen fand der Wirth in der Lehntwand des Stalles ein großes Loch, durch das der Sommerfrischer geflüchtet war. Unter den Papieren, die der Flüchtige zurückgelassen hatte, fanden sich Auslandspapiere auf den Namen Paul A. aus Berlin und zahlreiche Liebesbriefe, in denen junge Mädchen ihr „liebes Paulchen“ anschwärmten. Der Wirth nahm schließlich die Hilfe der Berliner Kriminalpolizei in Anspruch. Aber auch hier gab es eine Enttäuschung. Das „liebe Paulchen“ wurde zwar ermittelt, aber es ergab sich, daß er nie in Bielitz gewesen war. Dagegen bekundete er, daß ihm seine Auslandspapiere und auch seine Liebesbriefe gestohlen worden seien. Der wirkliche Sommerfrischer ist vermutlich ein Arbeiter, der erst kürzlich aus dem Zuchthaus entlassen wurde, nachdem er aus dem Geere ausgeflohen war. Seine „Gattin“ ist ein junges Konfektionsmädchen aus Angermünde.